

A watercolor illustration of a mountain landscape. In the foreground, a small wooden cabin with a dark roof is nestled on the left. To the right, a bare, leafless tree stands prominently. The background features a large, misty mountain peak. The sky is a mix of light blue and white, suggesting a hazy or overcast day. The overall style is soft and painterly, with visible brushstrokes and a muted color palette.

HANNELORE
DECHAU-DILL

Das
Mädchen
Maria

Kirschblütenzeit
Band 2

ROMAN

AAVA
VERLAG

Hannelore Dechau-Dill

Das Mädchen Maria

Kirschblütenzeit

Band 2

Roman



© 2013 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2013

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Janina Lentföhr

Autorenbild: Atelier Brauer

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-0994-3

Großdruck: ISBN 978-3-8459-0995-0

eBook epub: ISBN 978-3-8459-0996-7

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-0997-4

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

AAVAA
VERLAG

Der Mann

Heute hatte er sie gesehen!

Sie war die Kiesauffahrt vor dem Krankenhaus hinunter auf die Straße gelaufen, als sei der Leibhaftige hinter ihr her.

Dann war sie in ein Auto gestiegen, das am Straßenrand scheinbar auf sie gewartet hatte. Ein blonder Mann hatte am Steuer gesessen. Ohne sich umzublicken, waren sie davongefahren.

Warum war sie weggelaufen? Etwa vor ihm?

Ihr Gesicht hatte er nicht sehen können, aber er war ganz sicher, dass sie es war. Unter Tausenden hätte er sie erkannt, auch ohne in ihr Gesicht zu blicken. Ihre schlanke Gestalt, ihre Bewegungen! Und dann ihr Haar. Es hatte sich gelöst und war wie eine schwarze Fahne hinter ihr her geflattert.

Einen Moment lang hatte er wie benommen ihrer davonrennenden Gestalt nachgesehen. Dann endlich war Bewegung in ihn gekommen.

„Maria!“ hatte er geschrien, aber da hatte sie bereits das Auto erreicht.

Das Auto, in dem ein fremder blonder Mann saß, der ihr die Wagentür aufhielt und dann mit ihr davon fuhr.

Er war auf die Straße gelaufen, um dem Wagen nachzuschauen, die Autonummer zu erkennen, aber er war zu spät gekommen. Der Wagen war in die nächste Straße eingebogen und nicht mehr zu sehen.

Am Abend kamen ihm Zweifel, ob er nicht einer Sinnestäuschung erlegen war. Vielleicht hatte er nicht Maria gesehen, sondern irgendeine andere junge Frau. Eine schlanke junge Frau mit schwarzen, langen Haaren, von denen es sicher noch andere geben musste!

Dann aber dachte er: Nein, sie war es. Unter Tausenden hätte ich sie erkannt!

Die Spieluhr

„Für meine kleine Marie“, sagte der Vater und stellte den hübschen Karton auf den Tisch.

„Ein kleiner Willkommensgruß für dich. Ein doppelter Willkommensgruß – könnte man sagen. Einmal in unserem neuen Zuhause, und zum zweiten, weil du ein paar Wochen fort warst.

Sieh nach, was darin ist.“

„Ich bin Maria, nicht Marie“, sagte das Kind mit den traurigen, grünen Augen in dem verschlossenen, blassen Gesicht.

Es blickte den Vater an, der da vor ihr stand und sie freundlich anlachte.

Eine Woge unerklärlichen Zorns und Abneigung quoll in ihr empor, als sie in seine lebenswürdige, leicht spöttische Miene blickte. Er hatte ihr ein Geschenk gebracht, und nun trat er nahe an sie heran und legte eine Hand um ihre Schulter. Das Kind fuhr zurück und wunderte sich darüber, warum ihr diese Hand so eine Angst einflößte...

War er nicht immer ihr liebevoller Papa gewesen, der seine kleine Marie liebte und verwöhnte? Der im Winter mit ihr Schlitten gefahren war und mit dem sie im Sommer auf dem Rasen herumgetollt und Ball gespielt hatte?

Das Kind begriff das alles nicht recht, und es verstand auch die Worte nicht, die auf einmal von der Tür her ertönten.

Die Mutter war ins Zimmer gekommen und sagte: „Willst du sie schon am ersten Tag wieder umgarnen, damit sie alles tut, was du sagst?“

Bei diesen Worten klang die Stimme der Mutter ungewohnt gehässig und voller Hohn. Aber auch Kummer, Angst und Überdruß schwangen darin. Alles Dinge, die das Kind nicht recht deuten und erfassen konnte.

Musste denn ein zehnjähriges Kind nicht alles tun, was der Vater sagte?

Plötzlich flackerte eine Erinnerung in ihrem Geist auf: Sie hatte sich immer bemüht, ein gehorsames Kind zu sein. Alles, alles hatte sie getan, damit der Vater gut war. Damit er sie nicht schlug und Schlimmeres!

Aber es war doch immer wieder vorgekommen, dass er nicht mit ihr zufrieden war. Wieder und wieder hatte er sie schlagen müssen, weil sie böse und aufsässig war! So ein ungehorsames, widerborstiges Kind, das den Eltern nur immer Kummer machte!

Darum war sie ja schließlich in dieses große Haus gekommen, in diese Klinik, in der kranke Menschen wieder gesund werden sollten. Es war eine Nervenklinik gewesen, in die Kinder und Erwachsene gebracht wurden, die aus irgendwelchen Gründen krank geworden waren. Deren Geist und Seele erkrankt war!

So wie ihr Geist und ihre Seele!

Nun aber war die kleine Marie wieder daheim, in diesem neuen alten Haus, in das die Eltern während ihrer Abwesenheit eingezogen waren. Sie war wieder daheim und auch wieder gesund. Sie hatte keine Kopfschmerzen mehr und war auch nicht mehr durcheinander und voller Angst – so wie vorher. Bevor sie in dieses Krankenhaus gekommen war.

Sie war wieder okay und alle hofften, dass sie es bleiben würde. Obwohl – diese Angst ...

Plötzlich spürte Marie, dass die nicht für immer fort war. Sie wusste, die Angst würde wiederkommen!

Wenn sie so den Vater anblickte, der sie lauernd und grinsend beobachtete! Und auch die Mutter dort an der Tür, die ihrerseits den Vater beklommen belauerte!

Dann wusste das Kind Marie, dass die Angst ihr bereits wieder auf den Fersen war – warum auch immer!

Und auch hier in diesem neuen, schrecklichen Haus!

„Alles wird gut“, hatte der nette Therapeut in der Klinik gesagt. Aber Maria wusste, dass längst nicht alles gut wurde, nur weil die Erwachsenen das so dahersagten!

Jetzt saß sie hier auf ihrem Bett, vor sich einen hübschen Karton mit einem Geschenk des Vaters darin.

„Mach ihn auf“, sagte der Vater wieder. „Sieh nach, was ich dir Schönes mitgebracht habe.“

Das Kind öffnete den Karton und hob eine Spieluhr heraus. Eine Ballerina mit einem hübschen Puppengesicht und weitem, bauschigem Rock kam zum Vorschein. Die schlanken Arme hielt sie zierlich über dem Kopf verschränkt, die winzigen Füße in den glänzenden Ballettschühchen reckten sich graziös auf Zehenspitzen empor. Ihr schwarzes Haar lag in einem dicken Zopf auf einer Schulter.

Und dann ertönte das Lied!

Es war wunderbar, und die kleine Ballerina drehte sich dazu im Tanz. Marie sank auf ihr Bett und starrte auf das Mädchen mit dem bauschigen Rock, das sich zu der melancholischen Melodie im Kreise drehte.

Das Ganze erschien ihr so schön und so unendlich traurig – vor allem diese herrliche Melodie, dass sie plötzlich weinen musste.

Da setzte sich der Vater zu seiner kleinen Tochter auf das Bett und nahm sie in den Arm.

„Warum weint denn mein kleines Mädchen? Ist sie nicht schön, die kleine Ballerina?“, fragte er zärtlich und wischte ihr die Tränen ab.

„Das Lied ist so schön“, flüsterte Marie und während der Vater sie tröstend hin und her wiegte, vergaß sie ihre Abneigung und den Zorn, der vorher in ihr gewesen war.

*Nun war **er** wieder da, der Vater mit dem **guten** Gesicht der sie lieb hatte und sie tröstete. Vergessen waren die anderen Gesichter desselben Vaters, die bösen, grässlichen Gesichter, die sie an schlimme Zeiten erinnerten. An Zeiten, in denen der Vater grausam und gewalttätig gewesen war.*

Vergessen war alles, was Marie krank gemacht und in die Klinik gebracht hatte!

Maria erwachte aus ihrem Traum.

Ein banges, atembeklemmendes Gefühl lastete auf ihr, das sie sich im Augenblick des Erwachens nicht erklären konnte.

Der Traum hatte es mit sich gebracht, etwas ganz Bestimmtes in diesem Traum. Sie wusste nur noch nicht, was es war. Erst einmal musste sie zu sich kommen, dann würde sie es wissen!

Immer noch erklang das Lied der Spieluhr in ihrem Kopf, und die sich im Kreise drehende Ballerina mit den schwarzen Haaren tanzte hinter ihren geschlossenen Lidern.

Mit einem Ruck setzte sie sich im Bett auf, fest entschlossen, die Bilder und Gesichter ihres Traums fest zu halten.

Die Bilder blieben ihr auch, nicht aber die Gesichter. Sie verschwammen ineinander und verflüchtigten sich wie Rauch, der sich langsam in der Luft auflöst.

Nur ein Gesicht war noch da, das hübsche runde Puppengesicht der Ballerina auf dem Glastischchen. Ganz deutlich aber hatte sie wieder ihr Zimmer vor Augen, das sie seit der Rückkehr aus der Klinik bewohnte.

Es war kein richtiges Kinderzimmer gewesen, erinnerte Maria sich. Sehr alte Möbel standen darin, schwere Sessel und Schränke und ein hässliches Messingbett. Den Fußboden bedeckte ein ausgebleichter Teppich, und am Fenster hing ein gemusterter, dunkler Vorhang.

„In diesem Zimmer habe ich viele Jahre gewohnt, erinnerte Maria sich. Aber in welchem Haus befand sich dieses Zimmer? Und in welchem Ort stand das Haus, in dem sich dieses Zimmer befand?

Das wusste Maria nicht.

Dafür wurde ihr etwas anderes in dieser Sekunde klar: Im Alter von zehn Jahren war sie in einer Nervenklinik gewesen!

Irre und verrückt – wie deine Mutter!

Oh mein Gott, es stimmte wirklich. Sie war schon als Kind in einer Nervenklinik gelandet, weil etwas mit ihrem Verstand nicht in Ordnung war!

Vielleicht war es danach ein paar Jahre gutgegangen mit ihr. Vielleicht hatte sie weiter die Schule besucht wie andere Kinder, hatte Freundinnen gehabt, gespielt und gelernt wie jedes normale Kind.

Was für eine Art von Geisteskrankheit - *von Verrücktheit und Irresein!* - mochte das gewesen sein, die sie in die Nervenklinik gebracht hatte?

Immerhin hatte sie eine weiterführende Schule besuchen können, soviel stand fest. Wie sonst wäre es möglich, dass sie Englisch, Spanisch und Französisch gelernt hatte und Klavier spielen konnte.

Ich habe sogar sehr gut Klavier gespielt, erinnerte Maria sich.

Auch jenes Lied habe ich gespielt.

Das Lied von der Spieluhr – jahrelang war es ihr Lieblingslied gewesen, obwohl es sie oft sehr traurig gemacht hatte.

„Cucurrucucú, Paloma“.

„Es ist ein altes mexikanisches Volkslied von Tomas Mendez“, hörte sie den Großvater sagen.

„Komm, mein Kind, spiel es für mich. Niemand spielt es so wie du!“

Maria hörte die Stimme des Großvaters ganz deutlich in ihrem Kopf und plötzlich war auch sein Gesicht da.

Sie erinnerte sich wieder an ihn!

Vera

Robert war froh, dass heute um diese Zeit keine Kundschaft da war. Es wäre ihm sehr unangenehm gewesen, wenn jemand Zeuge dieses Gesprächs geworden wäre.

So aber, allein mit seinem Gegenüber, konnte er es gerade so machen wie er sich vorgenommen hatte.

Nun lehnte er sich gelassen in seinem Stuhl zurück, drehte seine leere Kaffeetasse in den Händen und musterte die blonde Frau hinter dem Tisch mit spöttischen Blicken.

Da saß sie nun also vor ihm, und trotz der Schminke und des hell blondierten Lockenkopfes wirkte sie ein wenig abgerissen und ungepflegt.

„Was also willst du genau von mir, Vera?“, wollte Robert wissen und setzte eine herablassende Miene auf.

„Ich möchte es mir doch sehr verbitten, dass du bei Nacht um mein Haus schleichst! Und es gefällt mir auch nicht, dass du meine – meine Bekannte mit Anrufen bombardierst. Also, was willst du von mir?“

Die blonde Vera begann in ihrer Handtasche zu kramen, förderte schließlich eine Packung Zigaretten zutage und zündete sich eine an.

„Für Zigaretten reicht also dein Geld noch“, stellte Robert kühl fest. „Oder hat dein Galan sie dir als Abschiedsgeschenk vermacht?“

„Ach, Robert, nun hör doch auf, so geschwollen daher zu reden. Warum wollen wir nicht die alten Unstimmigkeiten vergessen und einfach wieder Freunde sein?“

„Pah, Freunde!“ meinte Robert wegwerfend.

„Brauchst du wieder einen Dummen, der dir aus der Klemme hilft? Hat dein Geliebter dich endgültig davongejagt?“

„Niemand hat mich davon gejagt“, begehrte sie auf.

„Aber es ist Schluss! Ich habe mit dem Hallodri ein für alle Mal Schluss gemacht.“

„Und hast dich an mich erinnert, was?“

Robert lachte böse. „Es ist ein bisschen spät dafür, meine Liebe. Erinnerst du dich, dass du mir sagtest, ich solle dich nicht länger belästigen? Damals hast du auf meine Freundschaft gepfeifen. Warum also erscheint sie dir heute so erstrebenswert?“

„Robert, bitte hör mir einen Augenblick zu. Ich gebe ja zu, dass ich damals nicht nett zu dir war. Es lag einfach daran, dass ich immer noch glaubte, in ihn verliebt zu sein, in den üblen Kerl. Ich war ja so dumm und verblendet, geradezu hörig war ich ihm! Heute sehe ich klarer, und so etwas passiert mir nicht noch einmal! Du kannst mir glauben, ich hab’ es bitter bereut, dich verlassen zu haben. Man muss eben erst so seine Erfahrungen machen. Heute erkenne ich den Unterschied und weiß die wahren Werte zu schätzen. Deinen Charakter, dein ruhiges, zuverlässiges Wesen, deine innere Stärke - “

Mit einem verführerischen Lächeln blinzelte sie zu ihm herüber und schwang ein schlankes, hübsches Bein über das andere, wobei der Rock ein gutes Stück nach oben rutschte.

Dann nahm ihre Miene einen tragischen Ausdruck an. „Außerdem spielte da seinerzeit noch etwas Anderes eine Rolle. Das darfst du nicht vergessen.“

Gegen seinen Willen fühlte Robert sich geschmeichelt. Hatte sie doch endlich erkannt, was sie an ihm gehabt hatte?

Und was redete sie da noch?

„Was spielte eine Rolle? Wovon sprichst du?“

Vera ließ den Kopf hängen.

„Ich rede von deiner Mutter, wovon sonst? Hast du mir nicht selbst gesagt, sie würde mich aus dem Hause werfen, wenn sie aus dem Krankenhaus käme? Ein übles Flittchen hat sie mich genannt. Das jedenfalls hast du mir erzählt.“

Sie wischte sich über die Augen.

„Also, was in Gottes Namen hätte ich tun sollen? Darauf warten, dass sie heimkommt und mich eigenhändig hinauswirft? Oh nein, schließlich habe ich auch so meinen Stolz.“

Robert starrte sie an. Mein Gott, sollte er sie so verkannt haben?

Aber nein, sie verdrehte ja alles! Irgendwie stimmte das doch so gar nicht.

„Nun lass mal meine Mutter aus dem Spiel. Sie hat überhaupt nichts damit zu tun. Du hast mir gesagt, ich solle dich nicht mehr belästigen! Und geliebt hättest du mich ohnehin nie!“

Er hörte wieder seine Mutter lachen: *„Ausgenutzt hat sie dich, du Trottel! Ausgenommen wie eine Weihnachtsgans. All dein Gespartes hat sie dir abgeluchst, und mit deinen letzten paar Kröten ist sie dann bei Nacht und Nebel auf und davon“*

Plötzlich kam der ganze Groll zurück, die Enttäuschung und die Demütigung. Er sah sich in Gedanken wieder voller Kummer durchs Haus irren und hörte ihr spöttisches Gelächter.

Oh nein, er wollte sich nicht wieder mit süßen Worten umgarnen und herum kriegen lassen! Hatte er sich nicht vorgestellt, wie es sein würde, wenn sie hilfesuchend angekrochen käme?

So, und jetzt war sie da, und er würde es ihr mit gleicher Münze heimzahlen.

„Robert, versteh’ doch, wie es damals war. Ich habe das alles doch nicht ernst gemeint. Außerdem war ich verblendet – und nun habe ich – “

„Ich versteh’ schon“, unterbrach Robert sie kurzerhand. „Du hast endlich meine inneren Werte erkannt und schätzen gelernt. Aber, liebe Vera, das interessiert mich heute nicht mehr. Außerdem glaube ich dir nicht. Noch zu gut sind mir deine hämischen Worte in Erinnerung. Einen

dürren, bebrillten Hanswurst hast du mich genannt, den man nicht lieben könne. Also bitte –“

Er lächelte spöttisch auf sie herab.

„Also bitte, nun siehst du, dass es doch jemanden gibt, der mich lieben kann. Eine schöne junge Frau! Sie lebt bei mir und eines nicht allzu fernen Tages werden wir eine Familie gründen.“

Die Puppe

„Ich erinnere mich wieder an das Haus, in dem wir nach dem Umzug ab meinem 10. Lebensjahr gewohnt haben“, sagte Maria sinnend und blickte in die knisternden Flammen.

Es war ein kühler Abend Anfang April und sie hatte Feuer im Kamin gemacht. Nun saßen sie davor und unterhielten sich.

„Ist es nicht so, als ob wir schon verheiratet wären“, hatte Robert gesagt, als sie gemeinsam den Abwasch in der Küche besorgten.

Maria fuhr ein Schreck in die Glieder.

„Robert, bitte, sag nicht so etwas“, bat sie ihn. „Ich denke nicht im Traum daran zu heiraten. Du weißt, in welcher Situation ich stecke. Außerdem bin ich viel zu jung. Und das Kind . . .“

„Jaja, ist schon gut“, unterbrach Robert sie eilig.

„Ich werde nicht wieder davon reden.“

Er wollte sie um alles in der Welt nicht verschrecken und nichts überstürzen. Er musste sich in Geduld üben. Sie war ja wirklich noch so jung. Es eilte nicht. Hauptsache, sie blieb bei ihm.

Nun aber wollte er sich als verständnisvoller, geduldiger Zuhörer erweisen.

„Die Fahrt nach Bernburg hat dir also geholfen, dich zu erinnern“, sagte er nun.

„Oh ja, durchaus. Mir sind sehr viele Dinge eingefallen. Diese Geschichte von der Spieluhr, die ich dir erzählt habe. Dann mein Klinikaufenthalt.“

„Und du bist dir sicher, dass es eine Nervenklinik war, in der du gewesen bist?“

„Ja, ich bin sicher. Der Aufenthalt selbst ist mir nur sehr verschwommen in Erinnerung, und warum ich dort hingekommen bin, weiß ich gar nicht mehr. Vielleicht wegen meiner häufigen Kopfschmerzen, ich weiß es nicht.“

Aber dann – die Zeit danach in dem anderen Haus – da ist mir einiges wieder eingefallen. Ich erinnere mich an mein Klavier und wie gerne ich darauf gespielt habe. Und ich weiß auch, dass ich eine Freundin hatte, wir gingen gemeinsam aufs Gymnasium. Einige Male hat diese Freundin mich in dem Haus besucht. Aber ich weiß immer noch nicht, in welchem Ort dieses Haus steht, ist das nicht merkwürdig?“

„In Bernburg scheinbar nicht, oder?“

„Nein, es war ein Dorf. Ich bin jeden Tag mit dem Bus zur Schule in die Stadt gefahren.“

Maria verstummte.

Bilder des alten Hauses drängten sich in ihren Kopf. Sie sah den alten Garten vor sich mit der Geißblattlaube.

Warum nur waren sie damals umgezogen aufs Land?

Es war doch so ein hässliches, verschachteltes altes Haus gewesen, keineswegs ein hübsches Landhaus. Eher ein ungepflegtes, düsteres Gemäuer, das dringend der Renovierung bedurfte.

Der Vater war aufs Land versetzt worden - fiel ihr plötzlich ein. Den Grund für diese Versetzung wusste sie nicht mehr, hatte ihn vielleicht nie gewusst.

Was für einen Beruf hatte der Vater denn eigentlich ausgeübt? Auch das hatte sie vergessen. Aber vieles andere war ihr wieder eingefallen.

„Ich mag das neue Haus nicht“, hatte sie zum Vater gesagt, während sie die hölzernen, knarrenden Stufen ins Obergeschoss hinauf stiegen.

„Es ist so dunkel hier.“

„Dann machen wir eben Licht“, sagte der Vater. *„Und wir werden alles neu streichen, so dass es im ganzen Haus hell und freundlich wird.“*

Es war aber nicht dazu gekommen. Jedenfalls in jenen ersten Jahren nicht. Maria erinnerte sich ganz deutlich an die dunkel gestreifte Tapete des Treppenhauses, die sie

tagtäglich vor Augen hatte, wenn sie die Stufen in ihr Zimmer hinaufstieg.

Und dann das Zimmer!

„Warum müssen diese klobigen Sessel hier drin stehen? Ich will sie nicht in meinem Zimmer haben! Und auch den scheußlichen Schrank nicht!“

War das wirklich **sie** gewesen, die das gesagt hatte? Maria konnte sich gar nicht daran erinnern, jemals so aufmüpfig gewesen zu sein.

„Was ist denn in dich gefahren?“ hörte sie die Stimme der Mutter und der Vater setzte hinzu: *„Du bist ja ganz schön keck geworden – da in deiner Klapsmühle! Hat man dir dort beigebracht, dich deinen Eltern zu widersetzen?“*

Er lachte dabei, während er es sagte, aber Marie hörte den drohenden Unterton in seiner Stimme und sah das warnende Aufblitzen in den Augen der Mutter.

In diesem Augenblick nun, als ihr dieses kleine Erlebnis wieder in den Sinn kam, glaubte sie den Grund für ihre häufigen Bestrafungen zu erkennen. Vielleicht war sie sehr oft so gewesen: aufmüpfig, keck, widerborstig, ungehorsam!

Darum hatte der Vater sie sicher auch oben in der Bodenkammer eingesperrt!

Die Bodenkammer!

Maria fuhr ein maßloses Entsetzen in all ihre Glieder, als ihr diese Kammer wieder einfiel.

Wie hatte sie die vergessen können?

„Komm“, sagte der Vater und nahm die kleine Marie an die Hand. „Da du ja dein Zimmer nicht magst, so wie es ist, werde ich dir etwas zeigen!“

Er führte sie zu der steilen Bodentreppe und zeigte hinauf. „Dort oben gibt es noch ein anderes Zimmer. Das werden wir als Spielzimmer einrichten. Dann hast du zwei Räume für dich allein.“

Gemeinsam stiegen sie die Stufen zum Dachboden hinauf. Es war staubig da oben, und viel Gerümpel stand herum.

Durch spinnwebverhangene, schräge Dachfenster fielen ein paar vereinzelte Sonnenstrahlen auf den schmutzigen Holzfußboden. Staub flirrte in dunstigen Wirbeln durch die Luft, es roch nach alten Kleidern und Vergangenheit.

Da standen wuchtige Kommoden, Schränke und Stühle – Dinge, die irgendjemand vor langer Zeit hier heraufgeschafft hatte, und die dann vergessen worden waren.

Unter staubigen Tüchern verbargen sich vollgestopfte Kisten und Kartons, Koffer voller uralter Kleider und Berge von vergilbten Zeitungsstößen.

„Es ist unheimlich hier oben“, sagte das Kind Marie, und sein ängstlicher Blick wanderte über die unglaubliche Ansammlung alter Klamotten, die niemand mehr haben wollte.

„Aber nein“, sagte der Vater und zog ein großes Tuch von ein paar Kisten. Eine gewaltige Staubwolke wirbelte empor und hüllte sie ein, so dass Marie husten musste.

„Es ist kein bisschen unheimlich! Ist es nicht eher ein richtiger Abenteuerspielplatz mit den vielen alten Möbeln? Da kann man herrlich herumklettern und Versteck spielen. Das werden wir beide auch tun. Und sieh doch nur, was es hier an interessanten Dingen zu entdecken gibt.“

Er hockte sich nieder und begann in den Kisten zu kramen. Und tatsächlich, was kam da nicht alles zum Vorschein! Eine alte Spielesammlung mit Brettspielen wie „Mensch ärgere dich nicht“ und „Halma“, eine Menge Kinderbücher, ein paar Kasperlepuppen und eine Puppenstube.

„Das kannst du nach und nach alles erforschen und ansehen“, sagte der Vater und erhob sich.

„Und nun wollen wir dein zukünftiges Kinderzimmer anschauen.“

Marie jedoch konnte dem staubigen Boden mitsamt dem Wust alter Sachen nichts abgewinnen. Mochte es da noch

so viel zu entdecken geben, ihr war er unheimlich.

Sie sah keinen Abenteuerspielplatz, wie der Vater ihr gesagt hatte - sie sah nur dunkle Ecken und Winkel, wo niemals das Tageslicht hinkam. Und sie sah groteske Hügel unter verstaubten Tüchern, die wie lauernde Gestalten in den Ecken hockten. Die alten Schränke warfen unheimliche Schatten, und die übereinandergetapelten Stühle unter dem Tuch sahen aus wie skurrile Gespenster auf dem Sprung. Die Luft war stickig und schwül, so dass sie kaum Luft bekam.

Die ganze Atmosphäre war so beklemmend und unheimlich, dass Marie schon jetzt wusste, sie würde niemals hierher zum Spielen gehen!

„Sieh doch“, sagte der Vater nun, „die Sonne scheint herein und lässt tausend Staubkörnchen in der Luft flimmern. Ist das nicht schön?“

Es war aber für Marie gar nicht schön. Nichts hier oben war schön, im Gegenteil!

Während der Vater den Karton mit den Spielsachen ein wenig beiseite schob, damit sie hindurch gehen konnten, umfasste er sie mit einem Arm und zog sie fest an sich. Und plötzlich blitzte eine Erinnerung in ihrem Geist auf, eine grässliche, schauerliche Erinnerung an etwas, das sie erlebt hatte - vor einiger Zeit, bevor sie in diese „Klasmühle“ gekommen war.

Was war es nur gewesen, dieses schreckliche Erlebnis, das ihr da in den Kopf gekommen war? Es hatte mit dem Vater zu tun, soviel war sicher. Er hatte sie am Arm genommen, sie an sich gezogen und dann

Mehr wusste Marie nicht, nur dass sie festgehalten und auch geschlagen worden war, vom Vater

Sie war wohl wieder ein „böses Kind“ gewesen.

„Man beißt seinen Vater nicht und stößt auch nicht mit Füßen! Tu das nicht wieder, sonst kommst du wieder in die Klasmühle!“ hallte die Stimme des Vaters in ihrem Kopf.

„Klasmühle“ - so hatte der Vater die Nervenklinik damals genannt. „Wer hätte gedacht, dass meine Tochter einmal in

so einer Klagsmühle landen würde!“

Nun hatte er sie wieder so in den Arm genommen und an sich gedrückt. „Meine kleine Marie“, flüsterte er an ihrem Ohr.

Marie stieß ihn mit beiden Fäusten von sich, der Vater stutzte kurz, und dann lacht er leise. Ein seltsames, unheimliches, drohendes Lachen, das dem Kind eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

Es stolperte über die Bilderbücher am Boden und fiel hin.

„Nun wollen wir endlich dein zukünftiges Kinderzimmer ansehen“, sagte der Vater ganz ruhig und freundlich und nahm Marie bei der Hand, um ihr aufzuhelfen.

Marie schrak vor seiner Hand zurück, aber die Hand packte bereits fest zu und zog sie in die Höhe.

Wie hilfesuchend blickte sie um sich. Da fiel ihr Blick auf ein staubiges Puppengesicht mit traurigen blauen Augen. Mit der freien Hand griff sie nach der Puppe und hob sie zu sich empor.

Während der Vater zu ihr sprach und sie zu der Kammertür führte, drückte Marie die alte Stoffpuppe an ihre Brust.

Dann standen sie in dem kleinen Stübchen.

Ein merkwürdiges Bett stand darin, wie Marie noch nie eines gesehen hatte. Sein prächtig geschnitztes hohes Kopfteil stellte eine tanzende Elfe dar, die mit undurchdringlicher Miene auf sie herunter blickte. Von der Decke hing eine nackte Glühbirne an einem Kabel, es gab einen Tisch und einen geflochtenen Rattansessel. Das hohe Fenster mit dem verblichenen alten Vorhang, der zur Hälfte zurückgezogen gezogen war, ging auf den Hof hinaus.

„Na, da lässt sich doch was draus machen“, sagte der Vater jetzt und blickte sich in dem Kämmerchen um.

„Wir holen Spielsachen herauf, und vielleicht findest du ein paar Dinge aus den Kartons da auf dem Boden und“

Marie stand unter der Tür und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das Bett, dessen schmutzige

Kissen und Betttücher halb zum Boden herab hingen.

„Muss ich auch hier oben schlafen?“ stieß sie angstvoll hervor und presste die alte Puppe fest an ihre Brust.

Der Vater lachte leise und kam nah zu ihr heran.

„Nun, wer weiß?“ sagte er leise und nahm sie sehr fest beim Arm.

„Vielleicht wenn du ein böses Kind bist und nicht tust, was dein Papa dir sagt. Wenn du widerspenstig bist oder gar wieder petzen willst du weißt schon . . sieh mich an, Marie, und sag mir, dass du mich verstanden hast“

Marie stand ganz still, wie erstarrt. Ihr Herz klopfte laut und angstvoll wie ein gefangener kleiner Vogel.

Sie biss die Zähne zusammen und machte ihren Arm, den der Vater hielt, ganz steif. Sie blickte auch nicht zum Vater hoch, wie er es ihr befohlen hatte, sondern schaute auf die Puppe hinunter, in ihr staubiges armes Gesicht, das traurig und verloren aus gestickten Augen zu ihr aufsaß. So traurig und verloren wie Marie sich jetzt auch wieder fühlte.

Nun wusste sie, dass die Angst wiedergekommen war!

„Du brauchst keine Angst zu haben, alles wird gut“, hatte der nette Therapeut in der Klinik zu ihr gesagt. Aber Marie hatte es ja gleich nicht geglaubt. Sie wusste doch längst, dass die Erwachsenen logen.

Vielleicht aber redeten sie auch nur so daher ohne zu überlegen, was sie da sagten. Oder sie wussten es nicht besser. Konnte ja alles sein.

Aber sie, Marie, wusste ganz genau, dass nicht alles gut sein würde. Sie hatte doch schon beim Heimkommen gespürt, dass die Angst längst wieder im Anmarsch war!

Vielleicht war sie ja nie ganz fort gewesen, hatte nur irgendwo geschlummert, tief in ihr drinnen.

Und nun war sie hervorgekrochen und lauerte in allen Ecken, in ihr und möglicherweise um sie herum.

In den düsteren Winkeln des Bodens und in diesem schrecklichen Kinderzimmer mit dem schmutzigen Bett!

In dem Gesicht der kleinen Elfe da oben und hinter den Schränken auf dem Boden. Unter den verstaubten Tüchern, unter denen die Möbel kauerten wie unheimliche Gespenster und vielleicht sogar unter den schmutzigen, knarrenden Holzdielen dieser Bodenkammer!

Aber nein, dachte Marie! So ist es nicht. Die Angst ist sicher nur in mir drin! Aber das Andere, das Grässliche, das mir diese Angst macht, das lauert und bedroht mich von allen Seiten.

Aber was war es doch nur? Habe ich es schon wieder vergessen?

Es ist die Strafe, wusste sie plötzlich.

Die Strafe, die ich verdient habe, wenn ich Böses getan habe. Dann muss der Vater mich strafen, damit ich gehorche.

Und diese Strafe – sie macht die Angst!

Bin ich wirklich so böse?

Marie blickte in das Gesicht der Stoffpuppe hinunter. Sie hatte gestickte blaue Augen und einen gestickten roten Mund. Ihr Haar bestand aus dunkler, verfilzter Wolle, Bauch, Arme und Beine waren mit irgendetwas ausgestopft, das Beulen und Löcher hervorbrachte, so dass das ganze arme Puppenkind krumm und deformiert aussah.

Die Puppe war sehr alt, staubig und unglaublich hässlich. Marie aber hatte unbewusst etwas an ihr entdeckt, dass sie an sich selbst erinnerte. Es war, als hätte sie instinktiv nach einem Leidensgenossen gesucht und ihn in dieser Puppe gefunden.

Sie verstanden einander und konnten sich gegenseitig trösten!

Inbrünstig drückte sie die Puppe an sich, während sie dem Vater die steile Bodentreppe nach unten folgte.

Schlaflos

Marie saß auf dem alten Bett in der Bodenkammer und schluchzte. Ihr war jämmerlich kalt, sie hatte überall Schmerzen, und sie hatte große Angst.

Es war Nacht und der Mond schien zum Fenster herein. Er warf einen langen, bleichen Streifen auf den Fußboden, dorthin, wo ihre Puppe lag. Marie beugte sich aus dem Bett, um die Puppe aufzuheben, da fiel ihr Blick auf ihre Hände und sie schrie auf. Sie waren feucht und klebrig, und feucht war auch ihr Bettzeug, auf dem sie kauerte.

„Ich habe mich schon wieder nass gemacht“, dachte sie voller Schreck und blickte wieder auf ihre Hände.

Warum nur waren sie so entsetzlich klebrig?

Wie wild begann sie an ihnen herum zu wischen. Sie packte einen Zipfel ihres Lakens und wischte und scheuerte, während sie laut schluchzte. Schließlich kroch sie aus dem Bett, nahm ihre Puppe in den Arm und hockte sich in eine Ecke auf den Boden. Es war fürchterlich kalt da unten, aber sie ekelte sich maßlos davor, wieder in das verdreckte Bett zu steigen.

Zitternd vor Kälte, Müdigkeit und Angst kauerte sie dort und wartete. Würde er nun gleich wiederkommen, um sie zu bestrafen, weil sie das Bett nass gemacht hatte?

Sollte sie sich nicht lieber wieder ins Bett legen? Vielleicht würde er gar nicht merken, dass es nass war. Und ein wenig wärmer als hier unten war es doch.

Eine nagende, erbarmungslose Erschöpfung hatte sie erfasst, so dass sie kaum vom Boden hochkam.

Würde er wiederkommen? Und wann?

Hatte sie jetzt eine Galgenfrist, die ihr Zeit ließ, um ihre Kräfte zu sammeln! Plötzlich packte sie maßloser Zorn!

Ihre Kräfte sammeln! Das würde sie tun! Sie würde nicht still halten, wenn er zurückkäme und sie erneut packen wollte!

Und wenn er sie totschrüge – sie würde nicht still halten!

Mit einem sonderbar taumeligen Schwindelgefühl im Kopf kroch Marie zu der Spielzeugkiste, die unter dem Tisch stand. Mit einer Hand hielt sie ihre Puppe umklammert, während die andere in der staubigen Kiste wühlte.

Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte: eine Schere!

Sie war nicht sehr groß, aber spitz und scharf. Scharf genug, um sie jemandem ins Gesicht zu stoßen und böse zu verletzen.

Man musste nur zusehen, dass man eine Hand dafür frei hatte!

Und da kam er schon!

Ganz deutlich hörte sie das Knarren der Bodentür und nun war er an ihrer Tür.

Da war seine Stimme

Das Kind saß auf dem Bett, im Arm die alte Puppe, in der freien Hand - ein wenig versteckt unter dem dünnen Zipfel des Lakens - die Schere, mit der Spitze nach vorn.

Im richtigen Moment brauchte sie nur den Arm hochzureißen und zuzustechen. wenn er nahe genug heran war

Und da ging die Tür auch schon auf.

Da war seine flüsternde Stimme!

„Maria!“

Sie wollte gar nicht schreien, mucksmäuschenstill wollte sie sein und warten, bis er kam.

Dann aber schrie sie doch, laut und schrill.

Mit einem Satz war er an ihrem Bett.

„Maria, wach auf. Ich bin es - Robert.“

„Ich war gerade auf dem Gang und hörte deinen Schrei“, sagte Robert und goss Maria heißen Tee ein.

Sie saßen einander gegenüber am Küchentisch und blickten sich an.

„Wir sind ja ein wunderliches Gespann“, sagte Maria und lächelte kläglich.

„Abwechselnd reißen wir uns nachts aus unseren Albträumen heraus.“

Robert nestelte am Gürtel seines Bademantels und setzte sich kerzengerade auf.

„Ich habe seit meiner Kindheit keine Albträume gehabt“, sagte er bestimmt.

Maria lachte.

„Und was war denn das vor einigen Nächten, als ich an dein Bett kam und dich wachrüttelte?“

„Ach das. Das war doch kein Albtraum! Ich hatte Geräusche im Flur gehört – erinnerst du dich?“

„Geräusche im Flur? Aber nein, Robert. Du hast im Schlaf geschrien, und ich bin zu dir ins Zimmer gekommen.“

„Erinnerst du dich nicht, dass ich dir sagte, ich hätte ein Geräusch gehört? Darauf sagtest du, das wärest du gewesen. Du hättest dir in der Küche heiße Milch gemacht. Das hatte ich gehört.“

Maria stutzte.

„Ja, sicher. Aber – Robert, weißt du nicht mehr, dass du im Traum geschrien hast und ich dich dann weckte?“

Robert schüttelte den Kopf.

„Ich hatte Geräusche gehört und war wach geworden. Ich rief dich und“

„Ach, lass doch“, sagte Maria, zu müde, um weiter mit ihm zu streiten. Er war sicher durcheinander gewesen in jener Nacht. Diese Schlaftabletten machten ihn ganz wirr.

„Hast du heute Abend eigentlich gar keine Tabletten genommen?“ wunderte sie sich jetzt.

„Ich meine, weil du mich doch gehört hast.“

„Ich versuche mit weniger auszukommen. Aber wie du siehst – es klappt nicht. Ich wandere stundenlang im Hause herum – bis ich es nicht mehr aushalte.“